

## Drei Stationen

Es ist fünf vor zehn, als unsere Blicke sich das erste Mal kreuzen.

Keine zwei Minuten später setzt du dich neben mich. Vorerst registriere ich gar nicht, dass du beabsichtigst, mich anzusprechen. Immerhin halten wir Menschen tagtäglich Blickkontakt zu dutzenden. Mal ist es ein inniger Blick quer durch den Raum, dann wieder nur ein flüchtiger Moment, in denen sich die Augen mit denen eines anderen verhaken.

Es kann ein Starren sein, wenn man jemanden attraktiv findet, ein sehnsüchtiges Augenspiel oder der Blick, der einen hinter die Facette seines Gegenübers schauen lässt.

Aber dieser hier war anders. Da lag etwas in deinem Blick, das mich sicher fühlen ließ.

„Ich finde es toll, dass es noch junge Menschen gibt, die lesen“, sagst du, starrst auf das noch leere Gleis vor uns und hoffst, dass ich etwas erwidere. Du sprichst mich nicht direkt an, dennoch spüre ich, dass du meine Meinung hören willst. Obgleich die kleinen, weißen Kopfhörer in meinen Ohren signalisieren, dass ich ungestört sein will.

Dein Glück, dass ich dich trotz dieser hören kann und antworte.

„Ich kenne viele, die lesen“, beginne ich, „es kommt nur sehr darauf an, welche Kreise an jungen Menschen wir beobachten. In meinem Umfeld sind es viele, die lesen.“

Nun drehst du dich zu mir. Dein Gesicht erhellt sich, als hättest du nicht mehr damit gerechnet, dass ich auf deine Interaktion eingehe.

So bin ich eben. Nette Busgespräche, der beiläufige Smalltalk in der Warteschlange oder ein kurzes Frage-Antwort-Spiel nach dem Weg. All das ist nichts Unbekanntes für mich.

„Das ist doch schön zu hören!“ Du strahlst und ich fühle mich, als würdest du es meinetwegen tun. Als könnte ich jemand sein, der dich stolz macht. Und für den Bruchteil einer Sekunde, *will* ich die Person sein, die dich stolz macht.

Dein Oberkörper neigt sich mir zu, was mich veranlasst, aus Höflichkeit meine Kopfhörer abzunehmen. „Entschuldige, ich möchte dich gar nicht stören. Ich mag es nur, mich mit jungen Menschen zu unterhalten.“

Dein Lächeln gefällt mir.

Ich schätze dich auf Mitte 50.

„Alles gut“, gebe ich nur zurück, „ich unterhalte mich auch gerne.“

Fast bereue ich es, das zu sagen. Immerhin befinden wir uns am selben Gleis. Die Wahrscheinlichkeit, dass wir beide den nächstkommenden Zug nehmen, ist groß. Daraus ergibt sich wiederum, dass wir mindestens die Zeit bis der Zug einfährt zusammen verbringen werden und womöglich die Dauer der Fahrt.

*Verdammt*, denke ich mir still und heimlich.

Ich bin mir des Ausmaßes dieses Gespräches und der Welle an Gefühlen, die damit einhergeht nicht bewusst gewesen, als ich auf dich eingegangen bin.

„Darf ich raten“, fährst du fort, „du studierst, richtig?“

Ich nicke ertappt. „Stimmt.“

„Politik? Nein, warte, irgendwas mit Kunst? Du siehst nicht nach jemanden aus, der Wirtschaft studiert.“

Ich schmunzle, als du deine Gedanken laut aussprichst. Dazu neige ich auch sehr oft.

„Es geht in die richtige Richtung“, tröste ich dich, „ich studiere Kulturwissenschaften.“ Du nickst begeistert, dennoch weiß ich, dass dir der Studiengang in etwa so viel sagt, wie meinen Freundinnen, als ich ihnen letzten Herbst mitgeteilt habe, es sei mein Hauptfach.

„Tut mir leid, ich kenne mich nicht so gut aus. Ich selbst habe nie studiert. Was kannst du damit machen?“ Entschuldigst du dich tatsächlich dafür, nicht studiert zu haben? Innerlich schüttele ich den Kopf. Ich finde es lächerlich, sich für seinen vorhandenen oder nicht vorhandenen Bildungsgrad zu entschuldigen. Was mir mindestens ebenso lächerlich erscheint, ist das Kribbeln in meiner Magengegend, als du mich neugierig musterst.

Du interessierst dich aufrichtig für mich.

Ich erzähle dir, was ich mit meinem Studium alles machen kann, und welche Branchen mich am meisten interessieren. Dabei lässt du mich keinen Moment aus den Augen, nickst mir an einigen Stellen sogar zu.

Du lächelst, als ich dir erzähle, dass ich Schriftstellerin werden möchte.

Das ist der Augenblick, indem ich den ersten Stich in meiner Brust wahrnehme.

Die weiteren Minuten vergehen schnell. Das Gespräch fühlt sich wie ein inniges Tennisspiel an. Den Gesprächsball spielen wir uns hin und her.

Als der Zug einfährt, verschwenden wir keinen Gedanken daran, unser Gespräch zu unterbrechen. In unserem Abteil ist es zwar voll, aber weil ein Sitzplatz noch frei ist, überlasse ich ihn dir.

Ich hocke mich vor dich.

„Wo waren wir gerade?“, fragst du.

„Bei deinem Ehemann“, erinnere ich dich.

Es ist einfach, dir zuzuhören, als würdest du mich mit deinen Geschichten in einen Bann ziehen. Nicht, weil deine Stimme angenehm melodisch ist, sondern weil ich wirkliches Interesse an dem Gesagten haben.

Interesse an *dir* habe.

„Genau. Nun, er ist seit vielen Jahren tot. Er war meine wahre Liebe. Es gab nie jemanden nach ihm.“ In mir vergrößert sich der Drang, dir zu sagen, wie leid mir das tut.

Du hast schon früh deine Eltern verloren, viel Familie hast du nicht.

Deine Freunde bedeuten dir alles.

Du bist in der ehemaligen DDR geboren.

Ich habe das Gefühl, dich in den letzten zwanzig Minuten besser kennengelernt zu haben als manche Kommilitoninnen, die denken, sie seien meine Freundinnen.

„Aber, du kommst klar?“ Die Frage rutscht mir heraus, und könnte ein Fass aufmachen, dessen Größe ich nicht tragen könnte. Dessen Größe du nicht *er*tragen könntest.

Du lächelst, und legst deine Hand auf mein Bein. „Ja, mir geht es gut. Ich habe alles erreicht, was ich im Leben erreichen wollte. Und das wirst du auch! Du studierst, hast einen tollen Freund, eine eigene Wohnung. Ich glaube, aus dir wird mal etwas ganz großes.“

Da ist er wieder. Der Stich in meiner Brust.

Ich räuspere mich. „Lieb, dass du das denkst.“

„Na komm, das hast du doch sicher schon oft gehört. Deine Eltern müssen unglaublich stolz auf dich sein.“

Wieder der Stich. Wieder ein Schmerz, der mir bis ins Mark geht.

„Es ist so“, murmele ich zaghaft, „dass ich gar keinen Kontakt zu ihnen habe.“

In deinem Gesicht verändert sich etwas. Das Strahlen, das in manchen Momenten wie ein Leuchten wirkte, verschwindet und ein trauriger Schleier breitet sich aus.

Damit hast du nicht gerechnet, das sehe ich. Ein Teil von mir kommt sich unglaublich heuchlerisch vor, als hätte ich dir die ganze Zeit etwas vorgemacht. Als hätte ich die vergangene Zeit so getan, als wäre ich jemand, der ich gerne wäre. Eine junge Studentin, die ihr Studium auf die Reihe bekommt, eine wunderschöne Bilderbuchfamilie hat, und nebenbei nicht darüber nachdenkt, wie sie sich den nächsten Wocheneinkauf finanzieren soll.

„Keine Eltern?“

Ich schüttele den Kopf.

„Familie?“

Wieder nur ein Kopfschütteln.

„Darf ich fragen, wieso?“

Darfst du, weil ich das Gefühl habe, dir vertrauen zu können. Ich erzähle, dass es einen Vater ab dem Moment schon nicht mehr gegeben hat, in dem er sich entschied, nach der einmaligen Nacht mit meiner Mutter in der Entzugsklinik auf weiteren Kontakt zu verzichten. Dass meine

Mutter suchtkrank ist und mehr als eine psychische Erkrankung hat, begründet meinen Kontaktabbruch.

Die letzte Umarmung ist 383 Tage her.

Auch, wenn du es nicht laut sagst, weiß ich, dass ich dir leidtue. Das weiß ich, weil ich an manchen Tagen denselben Blick draufhabe, wenn ich in den Spiegel gucke.

Ich tue mir leid.

Und ich darf mir deswegen auch leidtun.

Weil das Leben unfair ist.

Weil Menschen wie ich in Umstände geboren werden, die schmerzhafter sind als einhundert Messerstiche.

Meine Station wird durchgesagt, und ich schrecke hoch.

„Ich muss gleich raus“, sage ich noch, suche eilig meine Sachen zusammen, und halte inne, als du nach meinem Arm greifst.

„Du bist eine starke, junge Frau.“

Dein eindringliche Blick versichert mir, dass du diese Worte ernst meinst.

Der Zug verlangsamt sich. Ich muss raus.

„Man sieht sich immer zwei Mal im Leben“, sage ich, als wir uns verabschieden. Noch nie habe ich mir so sehr gewünscht, diese Floskel würde sich bewahrheiten.

„Darf ich dich noch drücken?“ Deine Frage kommt unerwartet, weil ich mich gerade von dir abwende. Insgeheim habe ich aber gehofft, du würdest mich in deine Arme ziehen.

Und als du es tust, merke ich, dass diese Umarmung fast das ist, wonach ich mich seit langer Zeit sehne.

Aber, eben nur *fast*.

Denn du bist nicht sie.

Du wirst auch nie wie sie sein.

Du trägst nicht ihr Parfum und schenkst mir schon gar nicht die allseits bekannte Wärme, über die ich in schlaflosen Nächten nachdenke.

Es vergehen Tage nach dieser Bahnfahrt, diesen drei Stationen, die wir zusammen verbracht haben, an denen ich an dich denken. An das, was hätte sein können. Gemeinsame Spaziergänge, zusammen lunchen gehen. Du würdest mich anrufen, mich fragen, wie es im Studium läuft. Wir würden Geburtstage zusammen verbringen.

Es hätte perfekt gepasst.

*Wir* hätten perfekt gepasst.

Am vierten Abend, an dem ich an dich denke, fällt mir auf, was ich da eigentlich getan habe. Es ist die Sehnsucht nach *ihr*, die mich 47 Minuten dazu trieb, mich mit dir zu unterhalten. Als wäre das ein Casting, um zu schauen, wie kompatibel wir beide sind.

Das Gefühl, dieses Leiden tief im Inneren eines jeden Kindes, das ein Elternteil misst, ist das Fundament eines unberechenbaren Schmerzes, dessen Ausmaß ich mir an einigen Tagen selbst nicht bewusst bin. Und ich denke, dir war es ebenso wenig bewusst, welche Spuren die Fahrtdauer dieser drei Stationen mit dir auf mir hinterlassen haben.

Mir wird plötzlich klar, dass du nicht die erste Anwärtlerin auf diesen Posten bist.

Es war die Frau in der Warteschlange, die Nachbarin gegenüber, meine Deutschlehrerin in der elften Klasse. Es sind die Muttertage, an denen ich darüber nachdenke, welche Karte ihr gefallen würde. WhatsApp-Nachrichten, die sie nie erreichen und eine Umarmung, die nur eine Vorstellung bleibt. Es sind die Schmerzen, die meine Brust erfüllen, wenn ich ein Mutter-Tochter-Duo sehe und der Neid, der in mir keimt, weil ich es selbst nicht haben kann.

Es ist eine schier endlose und sehnsüchtige Suche nach jemanden, der diese Person für mich sein kann.

Eine Mutter.